

die er vorher das Direktorium gefordert hatte, nicht mehr benötigt.

Zum erstenmal fiel hier der Schatten des jugendlichen Siegers von Italien über den Schicksalsweg des Generals Bernadotte, der sechs Jahre älter war als der Korse, der ihm dafür aber an Ruhm und Erfolg schon um Jahrzehnte voraus war.

Würde es ihm gelingen, diesen Abstand noch einzuholen?

FÜNFTES KAPITEL

Im Schatten des Generals Bonaparte

Jetzt schneiden sich ihre Lebenskreise, die bisher nebeneinander herliefen.

Unter dem Oberbefehl Klebers und Hoches konnte der Divisionär Bernadotte immer noch Fehler begehen und selbständig handeln. Damit war es jetzt vorbei. Dieser junge Obergeneral von knapp siebenundzwanzig Jahren hat es ja gut vor. Kommt aus Korsika und spricht französisch mit seltsamem italianisierenden Zungenschlag. Hört sich fast komisch an – aber doch wagt keiner mehr zu lachen, wenn er den Mund aufmacht. Sie wissen heute noch nicht, wie das zugegangen und ob dabei nicht vielleicht doch ein wenig Hexerei mit im Spiele war. Es paßte den Divisionären durchaus nicht, als das Direktorium ihnen diesen jungen Mann als Obergeneral schickte. Ausgerechnet diesen Korsen mit dem hohlwangigen, krankhaft bleichen Gesicht und den struppigen, ungekämmten Haaren. Was würde der schon groß loshaben. Nicht mehr als sie auch, wahrscheinlich viel weniger. Ein Protektionsgünstling des Direktors Barras, in dessen Vorzimmer er sich lange genug herumgedrückt hatte. Lernte er da nicht eine Cidevant kennen? Eine Witwe Beauharnais, die nur der 9. Thermidor

vor dem Schicksal ihres Gatten bewahrt hatte. Na, die erste Jugend hatte die auch schon hinter sich, auch sonst nicht zum besten beleumundet, mittellos, und führte doch ein großes Haus – auf Barras' Kosten. Er hatte sie längst über und wollte sie auf anständige Weise loswerden. Da kommt dieser ungehobelte Korse, sieht sie mit seinen ernstesten durchdringenden Augen an und verliebt sich vom Platz weg in sie. Die Veuve Beauharnais amüsiert sich über das verlegene Werben dieses stellungslosen Generals mit der schäbigen blauen Uniform und den krumm gelaufenen, immer schmutzigen Stiefeln. Doch wie das Schicksal es eben will. Die lustige Witwe überlegt sich die Sache und findet sie nicht einmal übel, jedenfalls durchaus nicht zum Lachen. Gewiß, außer seinem Degen besitzt der junge Mann nichts, aber mit dem Degen kann er etwas werden. Ihrer Gewohnheit gemäß hat sie die Karten befragt, wie in den schlimmen Tagen, da sie in der Conciergerie täglich darauf wartete, unter den zur Hinrichtung Befohlenen zu sein. Die Karten hatten es verneint: sie wird dem Mann nicht im Tode nachfolgen. Im Gegenteil, da lagen vielmehr recht seltsame, erstaunliche Dinge: eine zweite Ehe mit einem Militär, und das andre – nein, das konnte unmöglich stimmen, das war natürlich Unsinn, denn so etwas gab es ja gar nicht mehr. Immerhin, wenn nur etwas Wahres daran war, durfte sie mit dem zweiten Mann zufrieden sein. Und so fiel die Werbung des Generals auf einen gut vorbereiteten Boden. Schließlich war sie auch nicht mehr die Jüngste; um Mund und Augen zeigten sich Krähenfüße, die sich immer tiefer eingruben. Außer Schulden und zwei Kindern besaß sie auch nichts. Auf wen wartete sie denn noch? Auf den Märchenprinzen, der so etwas wie eine Krone für sie bereit hielt...? Da konnte sie lange warten, bis der käme. Man kann es ja einmal versuchen. Wenn es nichts war, lief man eben wieder auseinander – die Ehescheidung war durch die republikanischen Gesetze ja ungewein leicht gemacht worden. Auch Barras, der sie los sein

wollte, riet ihr zu, und machte ihren Mann, gewissermaßen als Hochzeitsgeschenk, zum Obergeneral in Italien.

Im Hauptquartier lachte man, als es hieß, der Kriegsminister schicke ihnen diesen Korsen als Obergeneral. Man hatte von ihm Anno 93 bei der Belagerung von Toulon gehört, wo er sich zuerst ausgezeichnet hatte. Dann wurde sein Name wieder genannt, als er durch sein energisches Durchgreifen in den kritischen Stunden des 13. Vendémiaire die Republik vor dem Putschversuch der Royalisten rettete. Doch das war alles viel leichter, als mit der abgekämpften, abgerissenen und ausgehungerten Armee die Österreicher aus der Lombardei zu vertreiben. Das würde er bestimmt nicht schaffen, denn dazu gehörte etwas mehr, als den Platz vor der St.-Roche-Kirche mit ein paar Kanonenschüssen reinzufegen. Die schönste Pleite werden wir erleben, wenn wir ihn wirtschaften lassen. Doch soweit wird es nicht kommen, denn wir besitzen zum Glück ein wenig Erfahrung auf diesem Kriegsschauplatz. Kennen das Gelände, wissen, was unsere Truppen und was die Feinde wert sind. Wir müssen ihm das von Anfang an zu verstehen geben, falls er große Rosinen im Kopfe hat und sich einbildet, hier kommandieren zu können.

Am 27. März war er in Nizza im Hauptquartier eingetroffen und hatte sofort seine Divisionäre zur Besprechung zu sich bestellt. In großer Uniform fanden sie sich bei ihm ein; sie wollten ihm von Anfang an imponieren. Na, sie sahen auch wirklich imponierend aus in ihren goldgestickten blauen Waffenröcken mit den wippenden Federn auf den Hüten, jedenfalls viel besser und militärischer als der unscheinbare schwind-süchtige junge Mann.

Sie hatten alles miteinander besprochen, als sie die Treppe zu seinem Hauptquartier sporen- und degenklirrend hinaufstiegen.

Wenige Minuten später war es schon vorbei mit ihrer martialischen Haltung.

So etwas war ihnen noch nicht vorgekommen. Der junge Mann, der nach ihrer Pfeife tanzen sollte, hielt sie mit seinem magischen Blick so im Bann, daß ihnen die Sprache wegblieb. „Einen Augenblick später“, erzählte Massena, „setzte er seinen Generalshut auf und schien dadurch um zwei Fuß zu wachsen. Er fragte uns über die Stellungen unserer Divisionen, über das Material, den Geist und den Effektivbestand der einzelnen Korps aus, gab uns die Richtung an, der wir folgen mußten, erklärte, daß er am andern Tage alle Korps besichtigen und am übernächsten Tag gegen den Feind marschieren werde, um ihm eine Schlacht zu liefern.“

Er sprach und befahl, und sie erstatten kleinlaut und dienstbeflissen Rapport. Sie kamen sich wie dumme Jungen vor, fluchten im stillen, aber es half alles nicht, dieser kleine Korse beherrschte sie wie ein Tierbändiger seine Bestien.

Erst als sie wieder auf der Straße waren, wich der Zauber. Der derbe Augereau erleichterte sich durch einen kräftigen Fluch. „Sapristi, der kleine Teufel könnte mich wahrlich durch ein Nadelöhr jagen“, gestand er ehrlich. Und seine Kameraden dachten genau so wie er. Nicht sie hatten ihm imponiert, er imponierte vielmehr ihnen, denn instinktiv ahnten und fühlten sie, daß der Mann zum Befehlen und sie zum Gehorchen geboren seien. „Obgleich ihm eine gewisse Würde abging und er in seiner Haltung und seinen Bewegungen bisweilen sogar linkisch war, hatte er doch etwas Gebieterisches in seinem Wesen, seinem Blick und seiner Art zu sprechen; ein jeder fühlte sich veranlaßt, ihm zu gehorchen“, bekennt selbst der gebildete Edelmann Marmont, der sich nicht bluffen ließ. Aber dann war es auch Zug um Zug gegangen. Vierzehn Tage nach seinem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz schlug er die Österreicher bei Montenotte, Millesimo, Mondovi, dann kam Lodi, der Einzug in Mailand, im Juli war Mantua eingeschlossen, die Siege von Castiglione und Arcole, wo er mit der Fahne in der Hand seine Truppen über die heiß umkämpfte

Brücke zum Sieg geführt hatte, zeigten den Generalen, daß da einer an der Spitze stand, dem sie alle zusammen nicht gewachsen waren. Jetzt im neuen Jahre 1797 hatte er das zum Entsatz von Mantua anrückende feindliche Heer bei Rivoli geschlagen und die Festung zur Übergabe gezwungen. Er war Herr der ganzen Lombardei, schloß Verträge mit dem Papst und den italienischen Fürsten und schickte sich an, nun auch noch Venedig zu erobern.

Wenn an den übrigen Frontabschnitten, vor allem am Rhein, ein General vom gleichen Format befehligt hätte, dann hätten Jourdan und Moreau nicht so schmachvoll zu retirieren brauchen. Aber von den andern war keiner diesem General Bonaparte gewachsen. Wie der Herr, so 's Gescherr; er sah an den Leistungen der Verstärkungen, die ihm das Direktorium sandte, was deren Führer wert waren. „Sie taugen nichts“, schrieb er mit soldatischer Offenheit nach Paris. Von den Generalen, die hierher geschickt wurden, hielt er noch viel weniger, und am meisten verhaßt waren ihm diese jungen, unerfahrenen und aufgeblasenen Schnösel, die sich nichts sagen lassen wollten, sondern in dem Wahn lebten, sie allein hätten etwas los.

„Schicken Sie mir nur keine Divisionsgenerale“, schrieb er dem Direktorium, „es sei denn, es handelt sich um wirklich ausgezeichnete Offiziere. Wir führen hier den Krieg ganz anders als sonst üblich, so daß ich eine Division nur jemand anvertrauen kann, den ich vorher in zwei bis drei Gefechten erprobt habe.“

Der neue Divisionär Bernadotte, der jetzt mit seinen Truppen vom Rhein bei Bonaparte eingetroffen war, hatte sich bisher in Flandern und am Rhein ausgezeichnet; wie er sich in Italien bewähren würde, stand allerdings noch aus.

Immerhin machten seine Leute auf das kritische Auge des Generals Bonaparte einen guten Eindruck, und das wollte schon viel sagen. „Sie waren trefflich, in gutem Zustand und von tadelloser Mannszucht“, lautete seine Kritik, als er Berna-

dottes Division besichtigt hatte. Noch günstiger lautet das Urteil, das Marmont über sie fällt: „Bernadottes Truppen waren den alten Truppen in Italien unterlegen im Elan, aber sie waren ihnen unbestreitbar überlegen in Haltung, Disziplin und militärischem Wissen.“

Dieses Lob gilt ihrem Führer Bernadotte, der seine Leute geschult hatte.

Er selbst war stolz darauf und betrachtete es als besondere Auszeichnung, daß man ihn zu der sieggekrönten italienischen Armee abkommandiert hatte und daß er unter einem so erfolgreichen General wie Bonaparte dienen durfte.

Der Eindruck, den er bereits bei der ersten Begegnung auf seinen neuen Chef machte, war durchaus günstig. Bonaparte gab sich von seiner liebenswürdigsten Seite, denn er suchte ihn für seine Pläne zu gewinnen. Bernadotte merkte diese Absicht und verhielt sich daher zunächst noch abwartend und zurückhaltend; er wollte sich erst ein Bild vom Charakter Bonapartes machen, bevor er ihm menschlich nähertrat.

An Ehrgeiz stand er dem Korsen gewiß nicht nach, und das war schon ein Grund, weshalb er sich dem Willen des andern nicht restlos unterordnen konnte und wollte.

Zunächst mußte er dem Obergeneral erst den Beweis seines Könnens erbringen.

Dazu bot sich bald Gelegenheit, denn nach dem Fall von Mantua wurde die bisher durch die Belagerung festgehaltene französische Armee wieder frei und konnte erneut zur Offensive übergehen, um die Österreicher aus dem noch in ihrem Besitz verbliebenen Rest der Lombardei zu werfen und den Krieg durch das venezianische Gebiet in die seit den Tagen des Türkeneinbruchs von Feinden nicht mehr betretenen Erblande der Habsburger zu tragen.

Für einen General von Bernadottes Offensivgeist und Geltungsbedürfnis also eine geradezu ideale Möglichkeit, sich auszuzeichnen.

Vor den Toren Mailands, in dem Schlößchen La Favorita, standen sie einander zum erstenmal gegenüber, der Sieger von Italien, Korse und Gaskogner, „ein französischer Kopf auf einem römischen Herzen“, wie der andre später den Waffengefährten Klebers genannt hat.

„Er hat mich sehr gut empfangen“, sagte Bernadotte über seine Begegnung mit Bonaparte. „Aber ich habe da einen Mann zwischen 26 und 27 gesehen, der das Aussehen eines Fünfzigjährigen haben möchte, und das verspricht mir nichts Gutes für die Republik.“ Bernadottes Mißtrauen gegenüber der politischen Gesinnung des Obergenerals gründete sich nur auf ein rein instinktives Gefühl, denn er war doch viel zu wenig in die Pläne und geheimen Absichten seines Vorgesetzten eingeweiht, als daß er sich ein Urteil darüber erlauben konnte. Aber die gesunde Vernunft sagte ihm, daß dieser General, der einzige erfolgreiche Feldherr der Republik und der Abgott seines Heeres, eine Macht im Staate bedeutete, die jeden Augenblick sich gegen die Regierung selbst wenden konnte, wenn diese dem General nicht zu Willen war oder seine Pläne durchkreuzte. Was hätte das Direktorium dem Sieger von Italien entgegenstellen können, wenn dieser, statt gegen die Österreicher zu ziehen, plötzlich kehrtgemacht und auf Paris marschiert wäre? Doch nur die wenigen Divisionen, die noch am Rhein und in Belgien standen, und die unbedeutenden Garnisonen der französischen Festungen. Aber es ist noch sehr fraglich, ob die Soldaten vom Rhein im Ernstfall auf ihre Kameraden geschossen oder sich nicht vielmehr mit diesen verbündert hätten, um sich gemeinsam gegen die den Soldaten verhaßte Regierung der Zivilisten und Bierbankstrategen zu wenden.

Bernadotte erkannte mit treffsicherem Instinkt, daß dieser junge Korse, der älter und reifer gelten wollte, als er in Wirklichkeit war, eines Tages, wenn der Augenblick hierzu gekommen sei, ohne Zögern die Herrschaft an sich reißen und sich zum Herrn des Staates machen werde.

Doch zunächst war, wie Bonaparte sich ausdrückte, „die Frucht noch nicht reif“.

Er konnte warten; voreiliges Handeln und kopflose Überstürzung war nicht seine Sache. Obwohl ihn innerlich nichts mit dieser Republik der Advokaten und Geschäftemacher verband, obwohl er durchaus aristokratisch fühlte und dachte, gab er sich nach außen als der loyale Republikaner und getreue Gefolgsmann des Direktoriums.

Und so kam es auch, daß in seiner Armee mehr republikanischer Geist herrschte als unter Bernadottes Leuten. Bernadotte, der seiner Gesinnung nach durchaus Republikaner sein wollte, spielte vor der Öffentlichkeit mit Vorliebe den Aristokraten. Er hielt auf Schliff und Manieren und duldete in der Truppe niemals den freien zutraulich-dreisten Ton, der in Bonapartes Reihen an der Tagesordnung war. Hier wollte man den rauhbeinigen Sansculotten herauskehren, nannte jedermann Citoyen und du und hing den bärbeißigen Jakobiner und ungeschliffenen Proleten heraus. Mit kluger Berechnung duldete Bonaparte diese etwas lockere Disziplin des Lagers, um die Mannschaft dadurch nur um so fester in die Hand zu bekommen. Kein Wunder, wenn seine Leute sich über Bernadottes geschniegelte „Messieurs“ aufhielten und sich über die blaßiert und vornehm tuenden „Herren“ lustig machten, was Anlaß zu manchen Schlägereien und Duellen zwischen den Angehörigen beider Truppen gab. Er duldete diese Streitigkeiten und förderte sie, indem er in vertrautem Kreise über Moreaus und Bernadottes Ehrgeiz spottete. Nüchtern und ohne Illusionen durchschaute er die innerpolitische Lage, die auf eine Scheidung der Gemüter hintrieb. Daß die Tage des gegenwärtigen Regimes gezählt seien, war ein offenes Geheimnis. Es fragte sich nur, welche Richtung die Oberhand gewann.

Es gab zwei Möglichkeiten: Royalisten oder Demokraten. Die royalistische Reaktion hatte infolge der Mißwirtschaft und Unfähigkeit des republikanischen Systems nicht nur in den

besitzenden Kreisen, sondern auch im Kleinbürgertum zusehends an Anhängern gewonnen. Wer denken konnte, zog Vergleiche mit der Vergangenheit, die nicht zugunsten der Gegenwart ausfielen. Mit Schaudern und Entsetzen dachte man an die Schreckenherrschaft des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses zurück. Freiheit und Gleichheit hatten sie versprochen, von den „Tyrannen“ wollten sie das bedrückte Volk befreien – und dabei herrschte in Frankreich niemals solche Willkür und Rechtlosigkeit als gerade unter dem Regime dieser angeblichen Volksbefreier, die sich wie eine Bande tollwütiger Amokläufer gebärdeten. Diese Bluthunde des Konvents waren von den satten Bonzen des Direktoriums abgelöst worden. Aber auch jetzt waren die breiten Massen die Leidtragenden; denn statt mit ihrem Blut mußten sie mit ihrem Schweiß die Launen der regierenden Herren bezahlen.

Man überlegte und kam zu der Erkenntnis, daß das Königtum auf der Basis einer demokratischen Verfassung doch die beste aller Republiken sein müßte.

Doch es gab auch andere, die den großen Rausch von 1789 noch nicht ausgeschlafen hatten, die noch immer im Taumel des Bastillensturmes lebten, unentwegte Republikaner, die sich an Phrasen berauschten, hinter denen keine Tat stand. Die Form, das Gefäß war ihnen alles; den Inhalt sahen sie nicht. Die hielten an der Republik fest, da sie ihre Jugendliebe war. Zu ihnen gesellten sich die Nutznießer und Pfründner des Systems, die Bonzen, die Gott in Frankreich spielten, und ihr Anhang, der von dem System profitierte.

Eine der beiden Richtungen mußte das Rennen machen. Im Augenblick hatten die Monarchisten die meisten Aussichten, denn sie waren den andern durch straffere Organisation überlegen. Ihre Anhänger waren über das ganze Land verteilt, saßen in allen Stellen.

Was konnte man erreichen, wenn man sich ihnen anschloß und ihnen zum Sieg verhalf? Das Heer gab den Ausschlag;

warf Bonaparte seine Armee in die Waagschale, dann war der Kampf um die Macht entschieden. Dann konnte der Graf von Lille den verwaisten Thron seines Bruders besteigen.

Was konnte man dabei gewinnen? Nichts. Man war dem siegreichen General Dank schuldig, gewiß, aber solche Verpflichtungen sind unangenehm und peinlich, denn sie erinnern stets daran, daß man es aus eigener Kraft nicht schaffen konnte, sondern sich der Hilfe eines andern bedienen mußte, um ans Ziel zu kommen. Der von Gott eingesetzte Roi darf gegen niemand Verpflichtungen haben. Man kann den General Bonaparte zum Herzog und Marschall machen, zum Großconnetable – immer wird er eine Gefahr für die Krone sein. Denn mit 28 Jahren setzt man sich noch nicht zur Ruhe, wenn man solche Erfolge errungen hat. Solange Bonaparte lebt, kann der Roi nicht ruhig schlafen.

Man wird ihm also alles versprechen, ihn mit Ehren und Auszeichnungen überhäufen – und ihn dann um die Ecke bringen.

Bonaparte bedankt sich für die Ehre, den politischen Lift-boy der Bourbonen zu machen und die Rolle des Generals Monk zu spielen. Der war fast doppelt so alt als Bonaparte, als er Karl Stuart nach England zurückführte, um sich dafür mit der Herzogswürde und einer fetten Dotation abspesen zu lassen. Er aber hatte mit 28 das Leben noch vor sich; er dachte nicht daran, für andre die Kastanien aus dem Feuer zu holen und sich dabei die Finger zu verbrennen.

Wenn schon einer König werden sollte, dann nicht dieser Bourbon, dessen ganzes Verdienst seine Geburt war. Dann lieber er selbst, der Retter Frankreichs, der Mann seiner Zeit.

Es war daher schon besser, auf die zweite Chance zu tippen. Republik hin, Republik her. Er wußte, was sie wert war, verachtete sie als Farce und Herrschaft der Maulhelden. Er war alles andre als Republikaner. Hier galt es aber nicht nach dem Gefühl zu urteilen, sondern dem berechnenden Verstand die Entscheidung zu überlassen. Und der sagte ihm: die Republik

ist das Sprungbrett zum Thron. Wenn er sie mit seiner Armee rettet, gehört sie ihm, ist sie von ihm abhängig. Er hat die Hampelmänner, die sich einbilden, Frankreich von der Rednertribüne aus zu regieren, in der Hand, sie sind Marionetten, die an den Fäden tanzen, die er dirigiert. Solange es ihm paßt. Dann wirft er diese Puppen achtlos beiseite – *comedia est finita*, und er ist der Herr.

Also wird er seinen Degen dem Direktorium zur Verfügung stellen. Er wird die Republik retten, damit sie ihm gehört. Das ist die Frucht, die für ihn reifen soll.

Seine Berechnung ist gemacht, er wird danach handeln.

Dieser Bernadotte, der großspurige Gaskogner mit dem unverkennbar maurischen Bluteinschlag, hängt den Republikaner heraus. Und gebärdet sich dabei wie ein Cidevant. *Les extrêmes se touchent*. Er hat Ehrgeiz, mehr als für ihn gut ist. Er kann sich auf seine Leistungen berufen – bei Licht besehen, ist es allerdings nicht weit her damit; aber das mag nicht seine Schuld sein, sondern die der Führung. Immerhin, er hat seine Leute in der Hand, und die Truppe macht einen guten Eindruck.

Was er kann, soll er erst beweisen. Wenn man ihn vor Jahresfrist als Divisionär gehabt hätte, vor Millesimo und Montebello, als Massena und der ungehobelte Augereau dem jungen Obergeneral zeigen wollten, was für Kerle sie waren und er sie wie Korporale abfertigte, da hätte man diesen Bernadotte brauchen können. Aber er kam erst, als das Größte schon geschafft war, nachdem die Lombardei erobert, Mantua gefallen und der Feind auf der ganzen Linie auf dem Rückzug war. Er hatte keinen Anteil an den Siegen, die Bonaparte in Jahresfrist erungen hatte.

Aber er war ehrgeizig und dünkte sich ebensoviel wie dieser Obergeneral, der sechs Jahre jünger war als er. Er war einer dieser ehrgeizigen mittelmäßigen Divisionäre, die sich nicht unterordnen, sondern selbst befehlen wollten. Napoleon hatte

sie sich verbeten, und nun schickte das Direktorium ihm doch einen dieser Streber. Mit Absicht? Wer weiß es!

Immerhin: er wollte schon auf der Hut sein und dafür sorgen, daß der Gaskogner ihm nicht gefährlich würde. Kämpfen wir also gemeinsam für die Republik – das weitere wird sich schon finden, Citoyen Bernadotte.

Zunächst ist der General bestrebt, Bonapartes Aufmerksamkeit auf seine Truppe zu lenken und ihm zu zeigen, wie fest er seine Leute in der Hand hat. Daß für ihn Disziplin alles ist.

Die Geldüberweisungen aus Paris erfolgen nur schleppend und unpünktlich. Der Sold kann nicht regelmäßig bezahlt werden. Verpflegung und Ausrüstung der Truppe lassen ohnedies manches zu wünschen übrig. Als Bonaparte das Oberkommando übernahm, hatten die Soldaten zerrissene Schuhe und Uniformen, sie sahen aus wie eine Räuberbande. Sie waren mißmutig und meckerten, aber Bonaparte, der selbst mit leeren Händen kam, verwies sie auf die reichen Gefilde Italiens. Und sagte kein Wort, wenn sie sich „dekorierten“. Dafür gingen sie auch durchs Feuer für ihn. Laxe Disziplin? Wie man's nimmt. Jedenfalls zuckten sie mit keiner Wimper, wenn er etwas von ihnen verlangte. Und er verlangte viel von seinen Soldaten, er verlangte den vollen Einsatz, die restlose Hingabe des Mannes für seine Person. Deshalb war auch der Sieg mit ihnen, und darauf waren sie nicht wenig stolz. Sie wußten, was die Armee von Italien wert war – daß es keine zweite französische Truppe gab, die sich mit ihr an Leistungsfähigkeit und an Erfolg messen konnte.

Auch nicht diese „Messieurs“ vom Rhein, die hier als wahre Musterknaben auftreten wollten. Die sollten lieber erst mal zeigen, was sie in der Schlacht leisteten, statt sich mit ihrem Schliß und ihrer Disziplin großzutun.

So herrschte von Anfang an eine gewisse Eifersucht zwischen den „Alten“ und den „Neuen“, die jetzt, wo das Schlimmste längst überwunden und der Feind geschlagen war, über die Alpen

kamen, um die Früchte des von ihnen, den „Alten“ Bonapartes, errungenen Sieges mitzugenießen.

Ein faules Etappenleben hätte indes auch gar nicht den ehrgeizigen Bernadotte befriedigt, der es in Italien dem glücklichen Bonaparte mindestens gleich tun und nicht geringeren Ruhm ernten wollte als der Sieger von Arcole und Mantua. So kam der Obergeneral Bernadottes Wünschen nur entgegen, indem er seiner Division hinreichend Gelegenheit gab, sich vorm Feind auszuzeichnen.

Denn Bonaparte begnügte sich nicht mit dem bisher Erungenen. Er hatte dem Feind, der vor Jahresfrist vor den Toren der Provence stand, nicht nur die Lombardei entrissen, er wollte ihn auch aus dem übrigen Oberitalien vertreiben. Die Gelegenheit dazu war günstig, denn die Österreicher hatten mit der Übergabe von Mantua die feste Stütze des lombardischen Festungsvierecks verloren und mußten jetzt mit dem Druck der gesamten französischen Armee auf ihre nur schwach befestigte Front an Piave und Tagliamento rechnen.

Dabei durfte Bonaparte keine Zeit verlieren. Seine Taktik mußte vielmehr dahin gehen, sich des gesamten Gebietes der Republik Venedig zu bemächtigen, bevor sich die Entlastung des rechten Flügels der österreichischen Armee durch den Rückzug Jourdans und Moreaus über den Rhein auf die italienische Front auswirken konnte.

So blieb Bernadotte nicht viel Zeit, sich von den Anstrengungen des Marsches vom Rhein bis zum Po auszuruhen.

Seine Division, die mit denen der Generale Guieux und Serurier den Kern der Armee bildete, erhielt bereits am 9. März aus Bonapartes Hauptquartier Bassano Befehl zum Vormarsch mit dem Ziel Udine. Um dieses zu erreichen, mußte er erst Piave, Livenza und Tagliamento überschreiten, die infolge des im Tiroler Alpengebiet einsetzenden Tauwetters zu reißenden Strömen angeschwollen waren, die weithin aus ihren Ufern getreten waren und die Tiefebene überschwemmten.

Daß unter diesen Umständen die Armee auf immer neue Hindernisse stieß, sollte Bernadotte bald erfahren. Bei orkanartigem Unwetter besetzte er am 12. März Treviso und erreichte am andern Tag die Piave. Die Brücke, nach der der Ort Ponte di Piave genannt wurde, hatte das Hochwasser weggerissen. Bonaparte mußte dem General erst durch seinen Adjutanten Lavalette eine für den Übergang geeignete Furt zeigen. Aber auch hier hatte der Fluß beträchtliche Tiefe, so daß Bernadottes Soldaten anfangs zögerten, sich in die hochgehenden Fluten zu stürzen. Da sprang Bernadotte vom Pferde und lief als erster ins Wasser, das ihm fast bis zur Schulter reichte. Das Beispiel des Generals wirkte, und nun wollte keiner mehr zurückbleiben. Zwei Mann, die von der Strömung abgetrieben wurden, waren dem Ertrinken nahe. Sofort sprang Bernadotte abermals in den Fluß und rettete die beiden unter stürmischem Beifall der Kameraden, wie Lavalette als Augenzeuge berichtet.

Drei Tage später kamen sie bei Codroipo an den Feind. Der hielt unterhalb Valvasone die Höhen auf dem linken Tagliamentoufer besetzt und konnte mit seinen Geschützen das ganze Flußtal bestreichen, dessen Weiden und Pappeln den stürmenden Franzosen nur unzureichende Deckung boten.

Diesmal sind die „Alten“ der Division Guieux und Serrurier auch dabei, es gilt also, sich um jeden Preis auszuzeichnen.

„Denkt daran, daß ihr als Soldaten der Sambre-Maas-Armee von den Kameraden der Italien-Armee beobachtet werdet!“ ermahnt Bernadotte seine Leute. Sie tun ihre volle Schuldigkeit, aber die Österreicher weichen nicht und schlagen den Angriff ab. Erst als Massena sie auf dem linken Flügel bei Spilimbergo packt, räumen sie unter Verlust von sechs Feldgeschützen und 500 Gefangenen ihre Stellungen und ziehen sich über den Fluß zurück.

Noch in der Nacht erscheint der Obergeneral in Bernadottes Quartier in Palmanova und beglückwünscht ihn zu der Tapfer-

keit seiner Leute. Die zeigen sich hocheifrig über das ihnen gespendete Lob. „Vive Bonaparte!“ schreien sie aus vollem Halse.

Die Rast ist nur von kurzer Dauer. Am 18. geht es über den Torre, am 19. steht er im Küstenland bereits am Isonzo. Hier halten die Österreicher das hochgelegene stark befestigte Gradiska besetzt und wehren tapfer alle Angriffe der Franzosen ab. Erst das Eingreifen Serruriers, der über den Isonzo gegangen ist und Gradiska von der rückwärtigen Verbindung abschneidet, zwingt den Feind zur Übergabe.

Bonaparte ist mit den Leistungen Bernadottes aufs höchste zufrieden. „Die Division Bernadottes hat sich mit einem Mut geschlagen, der uns Bürge für spätere Erfolge ist“, berichtet er tags darauf an das Direktorium. „Der General selbst, seine Adjutanten und Offiziere haben sich allen Gefahren ausgesetzt.“

Die Antwort bleibt nicht aus: „Die tapferen Divisionen vom Rhein haben ihre Vereinigung mit der Armee von Italien durch Siege bezeichnet, und ihre Führer haben sich würdig gezeigt, die am Rhein gesammelten Lorbeeren denen gleichzustellen, die ihre Waffenbrüder an der Etsch geerntet haben. Besonders Sie, Bürger General, haben gezeigt, daß Sie schon mit dem neuen Kriegsschauplatz vertraut sind. Erzherzog Karl hat in den Kämpfen gewiß seinen Feind aus Deutschland wiedererkannt.“

Am 22. März wirft er die Österreicher bei Carninia zurück und bemächtigt sich der Quecksilberbergwerke von Idria. Bei dieser Offensive scheinen Bernadottes Leute ihre gute Erziehung vergessen zu haben, denn es wurden bald allenthalben Klagen über Ausschreitungen und Plünderungen laut. Der Obergeneral beschwert sich über diese Zuchtlosigkeit und hält Bernadotte das Beispiel seiner eigenen Armee vor. „Überall, wo Ihre Division durchkommt, klagt man über mangelnde Disziplin“, rügt er ein andermal. Am 25. März steht Bernadotte bereits an der Drau und macht einen Vorstoß auf Fiume,

elf Tage später wird der Waffenstillstand und am 17. April der Vorfriede von Leoben abgeschlossen.

Bonaparte hat sein Ziel erreicht: die Österreicher sind aus Venetien und dem Küstenland verdrängt worden, er selbst ist bis in die Steiermark vorgestoßen.

Die militärischen Operationen sind vorläufig abgeschlossen. Das Gebiet der Dogenrepublik, der Bonaparte den Todesstoß versetzt hat, steht jetzt unter französischer Verwaltung.

Bernadotte bekommt das Grenzland Friaul und Monfalcone als Regierungsbezirk angewiesen, das er nach dem Muster der französischen Departements verwalten soll.

Das ist eine Tätigkeit, in der Bernadotte als Soldat kaum Bescheid weiß. Aber als Sohn eines Beamten an methodisches Arbeiten gewöhnt, findet er sich bald zurecht. Und er ist ehrlich bemüht, durch mildes und gerechtes Handeln die Bevölkerung mit der Neuordnung der Dinge zu versöhnen und alle Härten zu vermeiden. Die Haus- und Grundeigentümer werden aus öffentlichen Mitteln für erlittene Kriegsverluste entschädigt. Udine, wo sich sein Hauptquartier befindet, wird zugleich Sitz der neuen zentralistischen Zivilverwaltung, die an die Stelle der venezianischen Herrschaft getreten ist.

Die Bevölkerung hat sich mit dem Regierungswechsel bald abgefunden. Die jungen Leute bieten sich sogar zum freiwilligen Dienst in der französischen Armee an, doch Bernadotte lehnt das Angebot ab: ein Teil des Landes gehört zu Österreich und wird beim Friedensschluß voraussichtlich wieder an den Kaiser abgetreten. Der Dienst in den französischen Reihen während der Okkupationszeit könnte daher für die Betroffenen unangenehme Folgen haben. Willkürakte und ungerechte Urteile der venezianischen Gerichte werden, obwohl sie teilweise nahezu 75 Jahre zurückliegen, auf Antrag der Erben einer neuen Untersuchung unterzogen und teilweise aufgehoben und an den Nachkommen unschuldig Verurteilter wiedergutmacht. Die Bevölkerung hat keinen schlechten

Tausch gemacht; sie kann mit Bernadottes mildem und gerechtem Regiment zufrieden sein. Andere Bezirke hatten es weniger günstig getroffen; die dort kommandierenden Generale ließen bei ihren Soldaten manche Ausschreitung durchgehen, da sie selbst Meister in der Kunst waren, sich durch Beutemachen und Kontributionen die Taschen zu füllen.

Mittlerweile kamen die Kriegshandlungen auf dem Schauplatz in Oberitalien zum Abschluß. Der General Bonaparte hatte die Österreicher aus der Lombardei und aus Venetien vertrieben und dem Erzherzog Karl verlustreiche Rückzugsgefechte geliefert. Nirgends stießen die Franzosen mehr auf nennenswerten Widerstand. Durch die Gebirgstäler und Alpenpässe der Steiermark drangen die Sieger von Mantua, Lodi und Arcole bis ins Herz der Habsburger Erblande vor. Nur noch wenige Tagesmärsche, und von den Höhen des Semmering sahen die Franzosen die Phäakenstadt zu ihren Füßen liegen.

Aber Wien zu besetzen, hätte nur Zweck gehabt, wenn die französischen Heere am Rhein ebenfalls die Offensive ergriffen hätten und dem Feind von der Donau her in die Flanke gefallen wären. Damit war aber wenigstens vorläufig nicht zu rechnen, und so hatten die Österreicher immer noch genügend Truppen zur Verfügung, um Bonaparte, der weder schwere Artillerie noch genügend Reiterei bei sich hatte, durch ein Umgehungsmanöver die täglich länger werdende Rückzugslinie nach Italien abzuschneiden.

Bonaparte kannte die Grenzen seines Erfolges und hielt es daher für das Klügste, jetzt auf der Höhe seines Sieges Frieden zu schließen, statt alles bisher Errungene durch ein verwegenes Glücksspiel zu verlieren.

Bereits am 31. März hatte er dem Erzherzog Karl ein Friedensangebot gemacht. Am Nachmittag des 7. April trafen die Bevollmächtigten des Kaisers in Judenburg ein und schlossen einen zunächst nur auf eine Woche befristeten Waffenstillstand, und wenige Tage später – am 17. April – unterzeichneten sie

in Leoben den Vorfriedensvertrag zwischen der französischen Republik und dem Deutschen Reich.

Der achtundzwanzigjährige General Bonaparte war jetzt der Held des Tages. Im Palazzo Serbelloni in Mailand und im nahen Schloß Mombello hielt der Sieger von Italien prunkvollen Hof wie ein souveräner Herrscher. Das Volk jubelte ihm zu, und seine Umgebung huldigte ihm als dem ungekrönten König der Republik. Republik? Er machte kein Hehl daraus, was er von der französischen Staatsform hielt. Nur mit Hohn und Verachtung sprach er von dem herrschenden System. Die Hände auf dem Rücken, durchmaß er mit hastigen kurzen Schritten die Alleen und Laubgänge des Parkes von Mombello. „Glauben Sie, daß ich in Italien triumphiere, um den Advokaten des Direktoriums, einem Carnot, Barras usw. zur Größe zu verhelfen?“ wandte er sich an den italienischen Patrioten Melzi d’Eril, mit dem er wegen der Errichtung einer zisalpinischen Republik verhandelt. „Oder meinen Sie, es läge mir etwas an der Gründung einer Republik? . . . Das ist ein Hirngespinnst, von dem die Franzosen faseln, das jedoch wie alles andere vorübergehen wird . . . Das Volk braucht ein Oberhaupt, ein durch Ruhm und Siege verherrlichtes Oberhaupt, aber keine Regierungstheorien, Phrasen und Reden der Ideologen; davon verstehen die Franzosen nichts.“

So äußerte er sich im vertrauten Kreise, wenn er die Maske lüftete und für einen Augenblick seine wahre Gesinnung zu erkennen gab. Das war Caesar, der nur auf den Augenblick wartet, da er den Rubikon überschreiten kann.

Nach außen freilich sucht er seine geheimen Pläne und Absichten sorgfältig hinter einem Schwall schöner Phrasen zu verbergen, die ihn vor dem Direktorium als hundertfünfzigprozentigen Republikaner legitimieren sollen. In seinen dienstlichen Schreiben und Berichten an die Regierung bedient er sich derselben Phraseologie, die er im Munde der Advokaten und Tribünenhelden so lächerlich findet.

Die beste Gelegenheit, seine republikanische Gesinnung zu bekunden, bietet der 14. Juli, die Gedächtnisfeier des Revolutionsbeginns. Es ist Brauch, am Jahrestag des Bastillensurmes im Heer großartige Kundgebungen zu veranstalten und der Republik in schwungvollen Worten unverbrüchliche Treue zu geloben. Jeder Truppenteil stilisiert eine möglichst schmalzige Ergebenheitsadresse, die ein höherer Offizier persönlich in Paris abgibt. Es war eine Formsache, denn wohl keiner glaubte im Ernst an das kindliche Pathos seiner naiven Worte. Natürlich fehlt auch die Armee von Italien nicht in der Reihe der Abordnungen. Bonaparte schickt den General Augereau nach Paris, um der Regierung sein Huldigungsschreiben zu überreichen. „Unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik!“ heißt es darin, und gemeint sind die äußeren Feinde ebenso wie die inneren, die Anhänger der Bourbonen, die Royalisten, die Bonapartes Plänen durch einen Staatsstreich zuvorkommen könnten und die ihm daher aus diesem Grunde verhaßt sind.

Auch Bernadotte stilisiert im Namen seiner Division ähnliche Sätze: „Die Verfassung scheint bedroht. Es widerstrebt uns, das zu glauben. Sollte es trotzdem wahr sein, dann sprechen Sie, denn längeres Schweigen wäre Schwäche und würde unsere Feinde nur ermuntern. Dieselben Arme, die die Unabhängigkeit der Nation gesichert, dieselben Führer, die sie geleitet haben, sind noch da. Sie brauchen nur zu wollen, und die Verschwörer sind von der Bildfläche verschwunden.“

Und wenn die Herren vom Club de Clichy die Sieger geblieben wären und die Republik weggefegt hätten, was dann? Dann wäre der General Bernadotte ohne Zweifel einer der ersten gewesen, der vor den zurückgekehrten Bourbonen dieselben ehrerbietigen Kratzfüße gemacht hätte wie jetzt vor den Bürger-Direktoren. Bonaparte gibt ihm Gelegenheit, diesen Erguß den Herrschaften persönlich zu überreichen. Der Obergeneral beauftragt ihn, die an der italienischen Front erbeuteten

Fahnen in Paris abzuliefern. In Mombello, wo er sich im Hauptquartier des Obergenerals melden muß, um weitere Befehle entgegenzunehmen, wird er von der hier versammelten Familie Bonaparte mit größter Zuvorkommenheit und Lebenswürdigkeit empfangen. Mißtrauen? Im ersten Augenblick mag Bernadotte diese Abkommandierung überrascht haben. Will man den Streber loswerden? Doch Bonaparte versteht geschickt, solche Bedenken zu widerlegen. Und so streut er dem eitlen Gaskogner Sand in die Augen, indem er ihm eine glänzende Empfehlung an das Direktorium mitgibt, die ihn aus Italien wegloben soll: „Dieser ausgezeichnete General, der seinen Ruf am Rhein begründet hat, ist heute einer der für den Ruhm der Armee in Italien nötigsten Offiziere . . . Ich bitte ihn baldmöglichst nach Italien zurückzuschicken. Ich unterlasse nicht, seiner tapferen Division und den Truppen, die mit ihm von der Rhein- und Sambre-Maas-Armee nach Italien gekommen sind, das Lob zu zollen, das ich ihren Diensten schulde. Bei jeder Gelegenheit haben sie alles, was ihnen entgegentrat, niedergeworfen. Beim Übergang über den Tagliamento wie beim Angriff auf Gradiska haben sie den Mut und den Eifer für den nationalen Ruhm gezeigt, der die republikanischen Heere auszeichnet. Sie sehen in General Bernadotte einen der treuesten Freunde der Republik, der grundsätzlich und seinem Charakter gemäß sich nie mit den Feinden der Freiheit oder der Ehre einlassen wird.“

Freiheit, Ehre, Republik – es sind die alten Schlagworte, die immer wiederkehren. Man denkt sich schon gar nichts mehr dabei, gebraucht sie gedankenlos als Scheidemünze des täglichen Verkehrs. Wie man sich auch noch der republikanischen Anrede „Bürger“ bedient und dabei „Herr“ meint, und „im Jahre V der einen und unteilbaren Republik“ schreibt, nachdem man vorher an den Fingern abgezählt hat, wie viele Jahre seit den Septembereueeln des Jahres 1793 verflossen sind, die den würdigen Auftakt für die neue Zeitrechnung bildeten.

Bernadotte hat es eilig, das gute Leumundszeugnis, das ihm sein Chef ausgestellt hat, durch entsprechende Worte zu bestätigen. Als er die Fahnen überreicht, läßt er zugleich sein republikanisches Herz übersprudeln: „Wenn aber im Hinblick auf unsere Spaltung im Innern und noch mehr im Hinblick auf die der Freiheit untreu Gewordenen unsere Feinde übertriebene Forderungen stellen, dann werden wir zu den Waffen greifen und in den Kampf ziehen. Wir werden marschieren im Vertrauen auf unsere gerechte Sache, vorwärts, dem Sieg entgegen.“ Berauscht vom Schwall seiner Worte – er ist ja nicht der einzige, der solche Stilblüten zum besten gibt, die Vertreter der Armee suchen sich in der Superlativform ihrer Reden gegenseitig zu übertrumpfen –, schreibt er dem Obergeneral nach Mailand: „Die hier gehaltenen Ansprachen haben die republikanische Seele geweckt. Die Adressen haben die Parteigänger des Königtums in Schrecken versetzt... Sie müssen diejenigen näher kennenlernen, die die Armee führen, und das Heer selbst, damit sie nicht mehr glauben, daß ein gutbezahlter Redner einen Augenblick die Ruhe stören kann... Der Aufenthalt hier inmitten der politischen Intrigen ist nicht nach meinem Geschmack. Leben Sie wohl, Bürger General, genießen Sie nach Kräften, verbittern Sie Ihr Leben nicht durch traurige Gedanken. Die Republikaner haben ihre Augen auf Sie gerichtet, sie drücken Ihr Bild ans Herz, während die königlich Gesinnten es mit Furcht und Beben betrachten...“

Bernadotte hatte bald heraus, was in Paris gespielt wurde. Es war ein offenes Geheimnis, daß es über kurz oder lang zwischen dem herrschenden System und der großen Partei der Unzufriedenen im Lande zur Machtprobe kommen müsse. Und er hat auch noch Gelegenheit, den ersten Putschversuch in der Hauptstadt mitzumachen oder vielmehr aus nächster Nähe zu studieren. Am 3. September ernannte das Direktorium den General Augereau zum Befehlshaber der Pariser Truppen. Noch in der Nacht ließ er die Tuilerien, in die sich die roya-

listischen Abgeordneten geflüchtet hatten, umstellen und die Nationalgarde zur Übergabe auffordern. Am andern Morgen wurde der Aufstand vom 18. Fructidor vollends unterdrückt. Das Direktorium war gerettet, der Putsch der Rechts- und Linksradikalen gescheitert. Kein Zweifel, Augereau hatte nach den Instruktionen gehandelt, die Bonaparte ihm vor seiner Abreise in Mailand gegeben hatte. Bonaparte konnte jetzt noch keinen Umsturz brauchen, weder von rechts, noch von links. Das Direktorium zu beseitigen, behielt er sich allein vor, ebenso die Festsetzung des Zeitpunktes, wann dies geschehen sollte.

Wie verhielt sich Bernadotte am 18. Fructidor? Was an diesem Tag gespielt wurde, wußte er. Und aus diesem Grunde blieb er völlig neutral, markierte den unbeteiligten Zuschauer. Man kann nicht wissen, wer zum Schluß die Oberhand behält. Und da wäre man so und so blamiert, wenn man sich durch voreiliges Eingreifen kompromittieren würde. Immer ruhig Blut bewahren, selbst wenn man ein Gaskogner Heißsporn ist. Wenn erst die Entscheidung gefallen ist, hat man noch Zeit genug, seinen Degen in die Waagschale zu werfen und sich auf den Sieger gleichzuschalten. Er läßt diese Absicht ziemlich offen durchblicken: „Ich würde gehandelt haben, wenn die Republik in Gefahr gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall (?), so daß ich es nicht für nötig hielt, meinen Degen in den militärisch bereits geheizten Ofen hineinzustecken.“

Das Direktorium wollte ihn für sein neutrales Verhalten belohnen und ihm den Oberbefehl über die Truppen in Südfrankreich übertragen. Doch er lehnt dankend ab, Krieg gegen die Chouans und Emigranten zu führen, erscheint ihm zu heikel. Besser schon, er kehrt auf seinen politisch unbelasteten Posten nach Italien zurück.

Am 13. Oktober trifft er in Passeriano bei Udine ein, wo er Bonaparte Bericht über die Lage in Paris erstattet. Es geht um Krieg und Frieden. Bonaparte ist eben dabei, sich mit

Österreich über die Teilung der venezianischen Staaten zu verständigen. Das Direktorium, das jetzt wieder fest im Sattel sitzt, stellt Forderungen, die Österreich ablehnen muß. Dann nimmt der Krieg seinen Fortgang, und das wäre Bonapartes Verhängnis, weil die Regierung gar nicht in der Lage ist, ihn zu unterstützen. Er soll Venedig behalten, in Italien Tochterrepubliken der französischen gründen und im übrigen die Feindseligkeiten gegen Österreich wieder aufnehmen.

Bernadotte warnt: „Sie werden das Opfer dieser Unternehmungen werden. Ob Sieg oder Niederlage, Sie werden dem Haß und Neid erliegen.“

Der Tip genügt Bonaparte. Am 17. Oktober – vier Tage nach der Unterredung mit Bernadotte – unterzeichnet er in Campo Formido den Frieden mit Österreich.

In Udine, wo Bernadotte aufs freundlichste von Josephine empfangen wird, einigt man sich gleichzeitig, daß ein allgemeiner Friedenskongreß die vielen noch offenen Fragen bezüglich der Neuregelung der Grenzen am Rhein erledigen soll. Im November will man zu diesem Zwecke in Rastatt zusammenkommen, und Bonaparte wird dabei die militärischen Interessen Frankreichs vertreten.

Soll er während seiner Abwesenheit Bernadotte allein in Italien lassen? Er hat seine eigenen Gedanken über den Mann, er traut ihm nicht recht. Er kennt seinen Einfluß auf die Armee und weiß, daß der Gaskogner Ehrgeiz besitzt. Das könnte gefährlich werden, wenn der Mann hinter seinem Rücken intrigiert. Er hat seine Truppe fest in der Hand, er kann ihn um die Früchte seiner bisherigen Erfolge bringen.

Besser, Bernadotte findet ein anderes Tätigkeitsfeld, auf dem er seine Leistungen zeigen kann. Da ist die schon längst geplante Expedition nach Irland . . . Hoche sollte sie übernehmen. Durch seinen plötzlichen Tod ist der Posten frei geworden. Wenn Bernadotte sein Nachfolger würde . . . ?

Die für Irland bestimmte Armee muß neu organisiert und

aufgefüllt werden. Kurz entschlossen kommandiert Bonaparte die Hälfte der Division Bernadotte für diese Expedition ab.

Bernadotte weiß, daß der Schlag ihm gilt. Und er zieht die Folgerung daraus: er reicht sein Abschiedsgesuch ein.

Schriftlich nimmt er Abschied von Bonaparte: „Obgleich ich mich über Sie beklage, trenne ich mich von Ihnen unter höchster Anerkennung Ihrer Fähigkeiten.“

Dann fährt er nach Paris und spricht beim Präsidenten Barras vor. Also doch? denkt Barras und frohlockt. Nun werden wir hoffentlich diesen Korsen los, der zu mächtig geworden ist. Dieser Gaskogner hat Ehrgeiz, er ist ein Streber, der bisher nur kein Glück hatte. Spielen wir ihn gegen Bonaparte aus! Barras weiß, wie er es anfassen muß. Er nennt Bernadotte einen wahren Republikaner. Solche Leute brauche Frankreich. Aber seine Abschiedsgedanken solle er doch zurückziehen. Wer wird mit fünfunddreißig Jahren seine Laufbahn aufgeben wollen! Er solle ruhig nach Italien zurückkehren, man wird ihn zum Obergeneral ernennen.

Bernadotte ist selig: endlich hat er's erreicht.

Während er über die Alpen fährt, kommt Bonaparte nach Paris. Er hat mit dem Direktorium wichtige Fragen des Friedenskongresses zu besprechen. So zwischendurch fällt auch der Name Bernadotte. Ein paar Worte genügen.

Und bevor Bernadotte noch sein Hauptquartier in Treviso erreicht, holt ihn in Verona ein Kurier ein. Order vom Chef-General Bonaparte: Das Direktorium hat seinen Generalstabschef Berthier zum Obergeneral in Italien ernannt . . . Für Bernadotte wird es einen anderen Posten geben: „Das Direktorium wird, wie man mir versichert hat, Ihre Wünsche erfüllen. Es hat entschieden, daß Sie entweder den Oberbefehl auf den Ionischen Inseln oder eine Division bei der Armee gegen England erhalten können . . . Niemand ist von der Reinheit Ihrer Grundsätze mehr überzeugt als ich, und von den militärischen Fähigkeiten, die Sie entfaltet haben, als wir ge-

meinsam dienten. Sie würden unrecht tun, wenn Sie einen Augenblick daran zweifelten.“

Nun muß Bernadotte doch nachgeben.

Er soll die Ionischen Inseln übernehmen, die bisher in venezianischem Besitz waren. Ein verlorener Posten, dahinten an der Schwelle der Türkei. Immerhin, ein selbständiges Kommando.

Und so willigt Bernadotte ein. Er wartet nur noch auf nähere Instruktionen.

SECHSTES KAPITEL

Gesandter am Wiener Hof

Er wartet – vergebens.

Denn da tritt ein Ereignis ein, das über Nacht alle Dispositionen umwirft.

Seit August 1797 war Napoleons ältester Bruder Joseph Bonaparte Gesandter der französischen Republik beim päpstlichen Stuhl. Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Kirchenstaat hatten in den letzten Monaten einen ziemlich unfreundlichen Charakter angenommen, da Pius VI. sich weigerte, die neue zisalpinische Republik anzuerkennen.

Am 27. Dezember kam es in Rom in der Nähe des Gebäudes der französischen Botschaft zu einem Aufstand, der innerpolitische Ursache hatte. Die Demonstranten wurden von den päpstlichen Sbirren verfolgt. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, flüchteten sie in den Hof der Gesandtschaft. Die Polizei drang in den Hof ein und suchte die Flüchtlinge festzunehmen. Joseph Bonaparte eilte, gefolgt von seinem Adjutanten, den Generalen Duphot und Sherlock und seinem übrigen Gefolge herbei, um die Polizisten auf die Folgen einer